

Unveröffentlichte deutsche Fassung des Textes;

The Nation Complex in a Post-National Era. In: Katalog "Re:Location 1-7 Shake". Ins Englische übertragen von Tim Sharp. Bozen/Wien: Folio Verlag 2004: 20-26

---

Hakan Gürses

## Der Nation-Komplex im postnationalen Zeitalter

*Denn oft ist es unser Blick, der die anderen in ihrem engsten Identitätsmuster einsperrt – so wie es auch unser Blick ist, der sie daraus befreien kann. (Amin Maalouf: Mörderische Identitäten)*

Nationalismus: der Baustein, mit dem nahezu alle gesellschaftlichen Gebäude des 19. und des 20. Jahrhunderts gebaut wurden. Die Droge, die wir seit über zwei Jahrhunderten wie unsere Blutzellen brauchen und die uns zugleich – im Namen des Bluts – den Kopf verdreht. Wie viele Menschenleben gingen und gehen in Kriegen zwischen Nationen verloren! Wie viele Menschen wurden und werden im Namen der Nation unterdrückt, gefoltert oder getötet! Wie viele müssen heute noch der Nation fliehen und bei anderen Nationen Asyl suchen!

Hatten wir uns nicht schon längst im „postnationalen“ Zeitalter gewöhnt? Hatten wir durch den Transnationalismus und durch supranationale Gebilde wie die EU, vor allem durch die allseits gepriesene Globalisierung nicht schon längst die Ära des Nationalismus hinter uns gelassen? Wir dachten, wir würden bald ZeugInnen der Auflösung des Nationalstaats sein. Wir glaubten, täglich den sprichwörtlichen Flügelschlag des Schmetterlings über dem Pazifik zu hören, der – laut Globalisierungsdiskurs – einen Sturm über der iberischen Halbinsel auslösen kann. Und es war eine Gewissheit, dass wir diese Sensibilität jener Einsicht verdankten, die uns die beiden Weltkriege gewährten: Der Nationalismus kann tödlich sein. Ja, es gab zwar Rückschläge, Backlash-Effekte. Spätestens seit dem schrecklichen Beispiel Jugoslawiens fühlten wir uns aber in der weisen Erkenntnis bestätigt, dass ein „national revival“ zur Katastrophe führt.

Trotz alledem reden wir immer noch über den Nationalismus, denn er wächst und gedeiht munter weiter, anstatt allmählich zu verschwinden. Kriege und Anschläge, Grenzabschottungen und weltweiter Rechtsruck, Repression gegen Minderheiten und national-populistische Politik sind seine kräftigen Lebenszeichen.

Wenn das Erwartete nicht eintritt, gibt es eine Krise. Der vorliegende Text befasst sich mit den beiden Aspekten einer solchen Krise. Ich will einerseits versuchen, die *Hartnäckigkeit des Nationalismus* zu erklären. Ich werde zwei Gründe dafür anführen. In diesem Zusammenhang wird von dem Stoff die Rede sein, aus dem die kulturelle Sucht und die politische Sehnsucht gemacht sind: *Identität*. Sie ist – das ist zumindest die These dieses Textes – einer der wichtigsten Gründe dafür, warum der Nationalismus trotz aller Erwartungen nicht abgedankt hat (und dies in der nächsten Zeit auch gar nicht vorzuhaben scheint). Ich will aber auch den subjektiven Aspekt der Krise, die *Erwartung* und die darauf folgende *Enttäuschung* selbst, analysieren. Hierzu möchte ich wieder zwei Gründe nennen. Der erste von ihnen trägt den Namen *Globalisierungsdiskurs*.

### Glokalisierung – na und?

Der bekannte amerikanische Ethnologe Clifford Geertz schreibt:

„Die Welt von heute zeichnet sich durch ein Paradox aus, auf das zwar gelegentlich hingewiesen, über das aber wenig nachgedacht wird: Die wachsende Globalisierung geht einher mit einer Zunahme neuer Differenzierungen, es gibt immer weit greifendere Verbindungen bei immer verwickelteren Teilungen.

Kosmopolitismus und Provinzgeist sind keine Gegensätze mehr, sie sind miteinander verbunden und verstärken sich wechselseitig.“<sup>1</sup>

Was Geertz beschreibt, gilt in der Theorie mittlerweile als gesichertes Erkenntnis: Globalisierung und Lokalisierung stellen keine Gegensätze dar. Roland Robertson prägte eigens den Begriff „Glokalisierung“; Stuart Hall sprach etwas kritischer von „multikultureller Küche“ und von „neuen Ethnizitäten“; Ulrich Beck diagnostizierte ein „babylonisches Herz der Weltgesellschaft“, das nicht in der sprachlichen Uniformierung schlage, sondern „im Sprachen- und Identitätswirrwarr“. Becks Konklusio klingt wie ein Werbespruch: Was uns alle ähnlich macht, ist, dass wir alle unterschiedlich sind.<sup>2</sup>

So weit, so gut. Was hilft uns aber diese Erkenntnis, wenn sich die Menschen – zwar nicht mehr im „Westen“, aber wohl sonst überall – im Namen nationaler und ethnischer Differenzen gegenseitig die Köpfe einschlagen und sich dabei durchaus der technischen und ideellen Errungenschaften der Globalisierung bedienen? Geertz hat recht, wenn er sagt: Das Paradoxon der *Glokalisierung* wird zwar festgestellt, aber wenig reflektiert. Der intellektuelle Genuss, hinter einem scheinbaren Gegensatz eine Kontinuität und Kohärenz entdeckt zu haben, überwiegt offenbar gegenüber der Anstrengung der Reflexion über die Konsequenzen dieser Entdeckung und ihres Inhalts. Der Zynismus gewinnt schließlich die Oberhand, wenn wir täglich beobachten müssen, welche Folgen die mutmaßliche Glokalisierung nach sich zieht: Menschen sprengen sich beispielsweise in die Luft, mit dem Ziel, möglichst viele andere mit in den Tod zu reißen. Diese Form des Terrors (oder des Widerstands, je nach Standpunkt) ist nicht neu, die einzige Novität liegt nun darin, dass er nicht mehr nur im eigenen Land passiert, auf eigener Scholle, innerhalb der eigenen Grenzen, sondern an einem anderen Standort des globalen Dorfes, wo der Feind zu Hause ist oder sich gerade aufhält. Die Welt mag kleiner geworden sein, die Identitäten nicht mehr räumlich abgrenzbar, der Mensch mobiler, die Kommunikation leichtfüßiger. Die Grundstruktur scheint sich jedoch nicht gewandelt zu haben. Die Software ist vielleicht neu, aber die Hardware, auf der erstere laufen soll, ist die gute alte Maschine Erde mit ihren Machtkämpfen, Interessenskonflikten, Nationen und Differenzen. Nun haben wir zusätzlich das Problem, dass die neue Software oft abstürzt – weil sie für eine neue Maschine programmiert worden war (das behaupten zumindest die Programmierer). Der deutsche Philosoph und Medienwissenschaftler Joseph Vogl bringt diese Vertiefung der Misstände via Globalisierung sarkastisch auf den Punkt: „Globalisierung ist ein Titel für Operationen, die weltweite Probleme schaffen, ohne sie lösen zu können.“<sup>3</sup>

Warum aber schenken wir dann dem Globalisierungsdiskurs noch Glauben? Wieso betrachten wir die Globalisierung wie ein Naturphänomen, dem wir sowieso nichts entgegensetzen könnten? In seinem bahnbrechenden Buch „Die Erfindung der Nation“ spricht Benedict Anderson von einer Form der *Amnesie*, die auf tief greifende Bewusstseinsveränderungen zurückzuführen sei:

„Nachdem man die durch die Pubertät bedingten physiologischen und emotionalen Veränderungen durchlaufen hat, ist es unmöglich, sich an das Bewußtsein der Kindheit zu ‚erinnern‘.“<sup>4</sup>

Daher brauchen wir, konstatiert Anderson, ab einem gewissen Alter jene besonderen Erzählungen über unsere Kindheit, die im Nachhinein unsere Erinnerungen ersetzen sollen. Was er hier als Metapher für die „nationalistischen Narrative“ anmerkt, gilt wieder im übertragenen Sinn auch für die Diagnose der Gegenwart: Die Bewusstseinsveränderungen, die wir – die Weltöffentlichkeit – seit Ende der 80er-Jahre durchlaufen, haben unser politisches Kurzzeitgedächtnis nahezu gänzlich ausgelöscht. Wir erinnern uns nicht mehr an die Zeit des Kalten Kriegs, an die so genannte Wende selbst oder an das, was ihr folgte: etwa Bosnien oder Kosovo. Ja, sogar Afghanistan ist passé. Es klingt noch ein wenig der Irak nach, und trotz der Bemühungen der politischen und medialen Intelligenzmaschinen scheint sogar die Erinnerung an den 11. September 2001 als solche verblasst. Was zählt, ist die Sekunde. Es gibt keine Erinnerungen aus dem eigenen Gedächtnis, sondern

---

<sup>1</sup> Geertz 1996: 69.

<sup>2</sup> Vgl. Beck 1998; Hall 1994.

<sup>3</sup> Vogl 2002: 3.

<sup>4</sup> Anderson 1998: 176.

nur mehr Erzählungen darüber. Diese Narrative sagen uns, wie es „wirklich“ war, woran wir uns erinnern sollten und was zu vergessen ist.

„Ende der Geschichte“ oder „Kampf der Kulturen“ waren bloß Namen für diese *narrative Amnesie*, und nicht einmal gut gewählte. *Globalisierung* ist momentan die Mutter aller Erzählungen, sie ist hingegen ein gut gewählter, weil positiver Name und daher im doppelten Sinne performativ: Erstens schafft sie erzählend ihre eigene Realität, und zweitens erzeugt sie eine Erinnerungs-Lücke, die sie gleichzeitig durch die eigenen Erzählungen ausfüllt. Vor lauter Euphorie ob der Mobilität, Vernetzung, Entgrenzung und Transnationalität, der World-Music, Ethno-Fashion und Hybridisierung vergessen wir gerne, dass wir immer noch im Kapitalismus und in der Ausbeutung leben, dass wir diese täglich aus eigener Kraft, Hand- und Kopfarbeit speisen, dass Ungleichheit immer noch an unseren Aufklärungs-Träumen nagt und dass bei uns, an unserem „Standort“, Machkämpfe toben, deren fixer Bestandteil wir sind.

Doch die wichtigste Erzählung, womit der Globalisierungsdiskurs unser Gedächtnis manipuliert, ist das Märchen vom Ende der Nationen, des Nationalstaats und des Nationalismus. Weil wir dieses Märchen in einer derart kurzen Zeit dermaßen oft hörten, haben wir auch begonnen, daran zu glauben. Daher rühren unsere Enttäuschung und unser Unbehagen, jedes Mal, wenn wir das hässliche Gesicht des Nationalismus, die starke Hand des Nationalstaats und das hartnäckig „falsche Bewusstsein“ der Nation vernehmen.

Nicht zuletzt wegen ihrer komplexen Hartnäckigkeit will ich dieses konzeptuelle und sprachliche Gebilde um „Nation“ – national, nationalistisch, Nationalstaat, Nationalismus etc. – als *Nation-Komplex* bezeichnen.

### **Nation als nackter König**

Eines hat uns die Postmoderne (oder die „dekonstruktivistische Wende“) sicher gelehrt: Die (wissenschaftliche) Rede über ein Phänomen trägt zur Existenz just dieses Phänomens entscheidend bei. Zugleich bildet ein solcher Beitrag den blinden Fleck des Wissens. Der wissenschaftliche Diskurs weiß im Akt des Sprechens nicht (oder will es nicht wissen), erstens dass er es zum Teil selbst hervorbringt, worüber er spricht. Und zweitens: dass seine Rede Motiven, Strategien und Zielen unterworfen ist und diese in sich trägt. Darin erblicke ich (neben der narrativen Amnesie durch Globalisierung) den zweiten Grund für unsere Enttäuschung wegen dem nicht eingetretenen Ende des Nationalstaates, und dieser Grund ist ein hausgemachter.

Wenn wir in den letzten zwei Jahrzehnten eine Menge kritische wissenschaftliche Studien über die Nation und den Nationalismus zu lesen bekamen, so handelt es sich dabei um eine relativ neue Entwicklung. Zwar war der Nation-Komplex seit dem Ersten Weltkrieg bisweilen kritisch behandelt worden. Es gab da den marxistischen Diskurs über die Internationalität, einen humanistisch geprägten Universalismus und Freidenker wie Karl Kraus, die dem Hurra-Patriotismus des Weltkriegs nichts Positives abgewinnen konnten. Auch der Nationalismus der Zwischenkriegszeit, der in einer „Flucht nach vorn“ (Ettienne Balibar) die Form des Rassismus annahm und zur Shoah führte, konnte freilich nicht unkritisch hingenommen werden. Dennoch wurde nach dem NS-Regime und dem Zweiten Weltkrieg nicht insgesamt der Nation-Komplex verdammt, sondern seine „extremen“ Ausformungen. Autorität, Totalität und Ideologien standen unter Beschuss, nicht aber der Nation-Komplex als solcher.

So verfestigte sich – auch in den Sozial- und Humanwissenschaften – das *Nationalitäts-Prinzip*: dass es nämlich Nationen gibt, wir alle auf nationalstaatlich abgesteckten Territorien leben, uns innerhalb „ziviler“ Grenzen gegenüber unserer Nation loyal verhalten und denken, der Frieden werde erhalten bleiben, wenn das Existenzrecht und die Grenzen einer Nation von jeder anderen respektiert werden. Das Nationalitäts-Prinzip wurde durch drei Entwicklungen in der Nachkriegszeit gefestigt: durch den Kalten Krieg, der – wieder eine narrative Amnesie! – den kritischen Blick von den nationalstaatlichen Grenzen auf jene lenkte, die zwischen zwei „Systemen“ verliefen; durch die nationalen (anti-kolonialistischen, anti-imperialistischen) Befreiungsbewegungen, die auch und vor allem auf marxistischer Seite Unterstützung fanden; durch internationale Organisationen und das Völkerrecht, in deren Zentrum die Nationen standen/stehten.

Das Nationalitäts-Prinzip wurde in der Nachkriegszeit zunehmend „naturalisiert“, und die Wissenschaft zog da mit – bis zu der großen Wende in den Geschichts- und Sozialwissenschaften. Eric J. Hobsbawm, einer der großen Historiker des Nation-Komplexes, schreibt 1990:

„Meiner Meinung nach ist jedenfalls die Zahl der Arbeiten, die einen eigenständigen Beitrag zur Erhellung der Frage leisten, was Nationen und nationale Bewegungen sind und welche Rolle sie in der historischen Entwicklung spielen, in den zwanzig Jahren von 1968 bis 1988 größer als in jedem anderen doppelt so langen Zeitraum vorher.“<sup>5</sup>

Die meisten Titel aus Hobsbawms Liste, die er anschließend anführt, stammen aus den 80er-Jahren. Bis zu diesen Jahren war der Nation-Komplex – im Zuge der Naturalisierung des Nationalitäts-Prinzips – bereits ausdifferenziert: Manche Begriffe, etwa *Nationalismus* und *nationalistisch*, waren bereits in Verruf geraten. Manche anderen hingegen, *national*, *Nationalität* und *Nationalstaat* sowie *Nation* als politisches Gebilde, stellten nach wie vor durchwegs positive Termini dar.

Genau an diesen positiven Begriffen setzten die historisch-sozialwissenschaftlichen Analysen der 80er-Jahre an, und das unterscheidet sie wohl von allen wissenschaftlichen Arbeiten zuvor. A. D. Smith, Benedict Anderson, Ernest Gellner, Hobsbawm<sup>6</sup> selbst und viele andere konnten zu der Frage vordringen: „Was ist eine Nation?“<sup>7</sup> In diesem Rahmen konnten auch die anderen, noch positiven Elemente des Nation-Komplexes problematisiert werden. Für die kritische Perspektive war dieses Unternehmen sehr fruchtbar. Die Autoren zeigten unter anderem auf, dass:

- die Geschichte der Nation gar nicht so alt ist, wie die Nationalisten uns gerne glauben machen wollen: Nationen sind Produkte des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts;
- Nationen keine natürlichen Gebilde darstellen, sondern Konstrukte, „imaginierte Gemeinschaften“ sind;
- die „objektiven“ Merkmale einer Nation (Sprache, Kultur, Territorium etc.) allesamt durch staatliche Hand (meist durch Nivellierung von Unterschieden) erzeugt wurden;
- die „Geschichte“ einer Nation eine Erzählung darstellt, die nicht alle historischen Ereignisse enthält und in der Regel auch von Ereignissen erzählt, die nicht notwendig zur Geschichte der Nationwerdung gehören;
- der Nationalismus und der Nationalstaat nicht Hervorbringungen der „historisch gewachsenen“ Nation sind, sondern umgekehrt: Der Nationalismus und der Nationalstaat schufen/schaffen die Nationen.

Kurzum: Trotz aller internen Differenzen in auch zentralen Fragen hat diese neue Generation von HistorikerInnen und SozialwissenschaftlerInnen eines gemeinsam: Sie hat die Nation als ein *Konstrukt* begriffen und sichtbar gemacht. Spätestens seit den 1980er-Jahren besitzen wir also einen entnaturalisierten Nationsbegriff. Und just diese Errungenschaft, die eine tief gehende Kritik nicht nur des Nationalismus, sondern auch der Nation und des Nationalstaats ermöglicht, wird uns zugleich zum Verhängnis. Denn das Wissen um das Konstrukt „Nation“ artete in eine Erzählung aus, die Amnesie hervorruft. Wir vergessen die Zeichen des Nationalismus, die wir heute noch gesehen haben, und beginnen zu glauben, dass der Nation-Komplex im Verschwinden begriffen ist, seit wir seinen Konstruktcharakter erkannt haben.

Dies ist wohl die Achillesferse jeder konstruktivistischen Theorie: Der Feststellung eines Konstrukts folgt leicht das Ignorieren von dessen Existenz, Effekten und Kohärenz für die Subjekte, die das Konstrukt gemeinsam „imaginieren“. Darum läuft auch die konstruktivistische Nation-Kritik Gefahr, zum Märchen zu werden. Wie im Märchen zu sagen: „Der König ist nackt!“, bedeutet noch lange nicht, dass seine Nacktheit für

---

<sup>5</sup> Hobsbawm 1991: 14.

<sup>6</sup> Vgl. Smith 1983; Anderson 1998; Gellner 1991 und 1999; Hobsbawm 1991.

<sup>7</sup> Hobsbawm 1991: 15. Er führt noch die Arbeiten von M. Hroch, J. Armstrong, J.W. Cole und E.R. Wolf, C. Tilly und J. Szücs auf seiner Liste an.

alle, die ihm zuschauen (zu ihm hinaufschauen), auch sichtbar wird. Und das Sehen der Nacktheit heißt lange nicht, dass damit der Anfang vom Ende des Königs besiegelt worden ist.

Es gibt eine Frage, die im Märchen nicht – oder nur implizit – gestellt wird, die wir uns aber im Zusammenhang mit dem Konstrukt „Nation“ stellen sollten: Was können und sollen wir mit der Nacktheit des Königs anfangen? Welche Bedeutung hat die Erkenntnis vom Konstruktcharakter der Nation für uns? Was heißt es, dass wir uns in einer „postnationalen Ära“ befinden würden? Sollen wir das Konstrukt „Nation“ vergessen und seinem natürlichen Ende überlassen? Sollen wir einfach annehmen, die Rede über sein Ende werde ein solches früher oder später herbeiführen? Das Unbehagen mit der Noch-Existenz der Nation kommt von daher, dass diese Fragen unbeantwortet geblieben sind. Die Nation lebt munter weiter, obwohl sie ein Konstrukt ist. Sie lebt trotz aller anderen Konstrukte wie *Klasse* oder *Weltbürgertum*, die ihr seit gut einem Jahrhundert entgegengesetzt werden.

### **Eule der Minerva oder beständiger Nation-Komplex?**

Hinzu kommt der bereits erwähnte blinde Fleck der Wissenschaft. Die historischen Analysen des Nation-Komplexes haben seit den 1980er-Jahren eine Motivation, die sich in der implizit oder explizit gestellten Frage ausdrückt: Wie und warum konnte die Nation, allen Prognosen zum Trotz, *die Moderne überleben*?

Diese Frage beantworteten/beantworten die WissenschaftlerInnen zwar unterschiedlich in ihren Arbeiten. Manche reden davon, dass etwa die *nationalen* Bewegungen der letzten Jahrzehnte gar keine *nationalistischen* seien. Manche wiederum verweisen darauf, dass der Nation-Komplex ganz wichtige, anthropologisch und historisch gelagerte Bedürfnisse des modernen Menschen erfülle. Wie die Antwort auch ausfällt – die Frage nach dem Warum der ungebrochenen Existenz des Nation-Komplexes ist in diesen Arbeiten als zentrales Motiv erkennbar.

Dennoch deutet Eric Hobsbawm den Boom in der Nationalismus-Forschung als Beweis dafür, dass das Phänomen seinen Zenith bereits überschritten habe. In Anlehnung an Hegel erinnert er uns daran, dass die Eule der Minerva erst in der Nacht ausfliege, um uns Klugheit zu bringen. „Es ist ein gutes Zeichen“, schreibt er, „daß sie ihre Kreise inzwischen über Nationen und Nationalismen zieht.“<sup>8</sup>

Wiewohl ich diese klug formulierte Hoffnung teile, kann ich Hobsbawms prognostische Frohbotschaft – 15 Jahre nach deren Niederschrift – nicht bestätigen. Ich glaube nicht, dass der Nation-Komplex nach einem zweihundertjährigen Aufstieg heute seinen Fall erlebt. Etwas zynisch formuliert sollte daher die kritische Frage heute lauten: Wie konnte die Nation die *postnationale Ära überleben*?

Hier kommt der erste Grund für die Hartnäckigkeit des Nation-Komplexes zum Tragen. Er ist leicht beschrieben: Obwohl die meisten von uns, also aufgeklärte, liberale, besser ausgebildete und humanistisch erzogene Angehörige der westlichen Gesellschaften, den Nationalismus für eine gefährliche Ideologie, den Nationalstaat nur mehr für ein notwendiges, aber überwindbares Übel und die Nation für – eben – ein Konstrukt halten, sind wir durch unsichtbare starke Fäden an all diese *gebunden*. Denn wir leben nicht nur in Gesellschaften, die nach dem Nationalitäts-Prinzip organisiert und strukturiert sind. Wir leben auch in einer *Welt*, die nach demselben Prinzip organisiert und strukturiert ist. Das, was uns „äußerlich“ erscheint, sehen wir zwar leicht: In Momenten des Geistesblitzes, die dem Brechtschen Verfremdungseffekt ähneln, fragen wir uns plötzlich: „Muss ich in einem Nationalstaat leben, muss ich meine Nation lieben, Angehörige anderer Nationen als Fremde ansehen – bloß weil ich zufällig nicht in A, sondern in B geboren wurde?“ Oder: „Komisch, dass es auf dieser Erde keinen freien Fleck zwischen den nationalstaatlichen Grenzen gibt! Sogar das so genannte Niemandsland trennt bloß zwei Nationen voneinander!“ etc.

Aber das, was sich unserem nicht genug „verfremdeten“ Blick entzieht, liegt im Selbstverständlichen, das zum Teil unseren *Wertekatalog* ausmacht. Wir vergessen: Demokratie, Menschenrechte und Völkerrecht: Begriffe, die wir als Zeichen unserer liberalen Weltanschauung stets im Munde führen, sind allesamt mit dem

---

<sup>8</sup> Ebd.: 221.

Nationalitäts-Prinzip verbunden. Mehr noch: Nicht nur diese Begriffe, sondern auch ihre „Signifikate“, die Institutionen und Instrumente, sind nationalstaatlich und national strukturiert.

Wir wählen für das EU-Parlament die *nationalen* KandidatInnen innerhalb unserer *nationalen* Grenzen. Das entscheidende Gremium der EU ist indes nach wie vor der EU-Rat, also die Versammlung der (*nationalen*) Staats- und Regierungschefs. Die frisch entworfene EU-Verfassung ist so strukturiert, dass kleine und große *Nationen* bei Entscheidungen gleichmäßig zum Zug kommen können. Die Demokratie funktioniert bislang nur innerhalb von Grenzen, die ohne Inklusion/Exklusion nicht aufrecht zu halten sind. Und diese Grenzen sind *ationale*. Auch ihre supranationale Version stellt nicht mehr dar als einen „Gesellschaftsvertrag“ zwischen den *Nationen*. Menschenrechte sind Teil eines Völkerrechts und werden von diesem überwacht. Obwohl sie einem Menschen unveräußerlich per Geburt zukommen, ergeben sie nur im Kontext des *Nationalstaats* einen Sinn, nur in diesem Rahmen kann man sie einfordern, befolgen und ihre Verletzungen ahnden. Wir leben im Nachkriegs-Paradigma des Völkerrechts mit seiner Institution UNO. Und dies ist ein *nationalstaatliches* Paradigma. Auch die Liberalsten unter uns argumentieren öfter mit wachsender Arbeitslosigkeit oder mit dem Stichwort „Sicherheit“, wenn sie die immer restriktiver werdenden Grenz- und Aufenthaltspolitiken europäischer Länder als „notwendiges Übel“ begründen wollen. Vergessen wir nicht: Der *ationale* Sozialstaat und die *ationale* Sicherheit bilden die Gipfelpunkte des hoch entwickelten *Nationalstaats*.

Natürlich gibt es feine Unterschiede zwischen einem nationalistischen und einem international oder kosmopolitisch eingestellten Umgang mit diesen Instrumenten und Einrichtungen. Vielleicht soll es sogar – wie manche behaupten – rechte und linke Patriotismen geben. Und womöglich bestehen, wie in der Literatur lange ein Gemeinplatz, tatsächlich Unterschiede zwischen der „guten“ (Staatsnation) und der „schlechten“ Nation (Kulturnation). Es gibt *ius soli* und *ius sanguinis*. Demokratische und diktatorische Nationalstaaten. Aber diesmal liegt die Wahrheit nicht im Detail, auch nicht in der Mitte – denn gerade im Detail und in der Mitte wird das Problem undeutlich und unsichtbar: *Wir leben in einer nach Nationalitäts-Prinzip auf Nationalstaaten gebauten Welt der Nationen*. Daher lässt uns der Nation-Komplex auch nicht los. Und vice versa.

### **Merkmale kollektiver Identitäten**

Drastischer ist vermutlich die Rolle, die der andere Faktor, die Identität, spielt. Ich will zunächst nicht im Spezifischen auf die nationale Identität fokussieren. Vielmehr möchte ich den Standpunkt vertreten, dass kollektive Identitäten unabhängig von ihrem jeweiligen „Attribut“ (*kulturelle* Identität, *ationale* Identität, *geschlechtliche* Identität ...) eine gemeinsame Matrix aufweisen. Daher möchte ich einige Grundmerkmale der Identität aufzählen, die auch zur Erklärung der nationalen Identität dienlich sein könnten.<sup>9</sup>

Beginnen wir mit dem Begriff selbst: Identität ist eines dieser Wörter, die zeitweilig im Zentrum einer wichtigen öffentlichen Debatte stehen und dadurch allmählich ihre semantischen Konturen verlieren. In ihrer Vieldeutigkeit bedeuten sie dann alles und nichts. Ich werde mich an eine bestimmte Bedeutung des Identitätsbegriffs halten, die vor allem mit den neuen sozialen Bewegungen ab 1960er-Jahren an Bedeutung gewonnen hat: Relationen gegenüber einem Kollektiv oder einer Institution: etwa Zugehörigkeit, Angehörigkeit oder Mitgliedschaft. Allerdings hat diese Zugehörigkeit zumeist eine tiefere Bedeutung als bloße Berufsbezeichnung oder Klub-Mitgliedschaft. In diesem Zusammenhang wird von *kollektiver Identität* gesprochen. Das Adverb *identifiziert* hat hier eine größere Relevanz als *ident*, das seit der Antike dem Begriff *Identität* innewohnt. Identität ist die reflexive Beziehung der Individuen zu Kollektiven, Konventionen und Institutionen, aus der sich Momente der Identifikation herauskristallisieren: Das Individuum *wird identifiziert* als Mitglied eines Kollektivs und wird nach ihm benannt, und das Individuum *identifiziert sich* mit einem Kollektiv und benennt sich nach ihm.

---

<sup>9</sup> Die folgenden Gedanken habe ich in mehreren deutschsprachigen Texten ausgeführt: vgl. Gürses 1994; Gürses 1998; Gürses 2000a; Gürses 2000b. Als Mitglied eines Forschungsteams befasste ich mich im Rahmen einer Studie auch empirisch mit kollektiven Identitäten: vgl. Gürses et al 2001.

Die Genese einzelner Identitäten muss zweifelsohne historisch untersucht werden, da sich jedes Kollektiv, auch eine bestimmte Nation, durch historisch bedingte Spezifika von anderen unterscheidet (oder zu unterscheiden behauptet). Eine Geschichte von konkreten Identitäten innerhalb bestimmter zeitlicher und geografischer Räume kann Aufschluss geben über die Herstellung nationaler und anderer Konstrukte. Doch sind diese Merkmale kontingent und wurden/werden im Laufe der Geschichte durch andere Zuschreibungen ersetzt. Was gleich bleibt, ist die Struktur der Identität: die Zuschreibung.

Wir reden von nationaler Identität auch als *Kategorie*, wir stellen an *alle* nationalen Identitäten *dieselben* Fragen, die nur verschieden *erwidert* werden: Sprache, geographischer und politischer Raum, Staatsform, kulturelle Eigentümlichkeiten, Geschichte, Selbstverständnis ... Als Kategorie liegt der Identität eine Tiefenstruktur zugrunde, deren konkreten Verformungen die variierenden Identitäten ergeben. Diese Struktur möchte ich anhand zweier theoretischer Modelle näher erörtern, die zu unterschiedlichen Zwecken entworfen wurden: die *Anrufung* (Louis Althusser) und die *Mikromacht* (Michel Foucault).

Der französische Philosoph Louis Althusser legte in den 1970er-Jahren ein Modell vor, um den Terminus Ideologie einer neuen politisch-philosophischen Analyse zu unterziehen. Dabei machte er von einem Begriff Gebrauch, der sonst eher im juristischen Kontext vorkommt: *Anrufung (interpellation)*. So wie der Ruf eines Polizisten („He, Sie da!“) eine Person dazu bringt, darin eine Anrufung zu erkennen und sich zum Polizisten fragend („Ich?“) umzudrehen, funktioniert auch die Ideologie laut Althusser via Anrufungen. Ideologie konstituiert einzelne Personen, Individuen, durch Anrufung als Subjekte: „Die Ideologie ruft die Individuen als Subjekte an.“<sup>10</sup>

Dieser Prozess beruht auf Wiedererkennung/Anerkennung (*reconnaissance*). Individuen erkennen sich in Subjekten wieder. Das angerufene Individuum erkennt an, dass es gerade er/sie, ist, an den/die sich der Ruf richtet, und reagiert darauf: bejahend oder verneinend. Der Anrufungsvorgang setzt die Imagination eines groß geschriebenen, zentralen SUBJEKTS voraus. In der Doppelbedeutung des französischen *assujettir* (und im englischen *subjection*) wird auch die Doppelfunktion der Anrufung deutlich: zum Subjekt machen und unterwerfen. Das Individuum wird durch die Anrufung zu einem *Subjekt gemacht*, das dem SUBJEKT *unterworfen* ist. Es handelt sich hier um eine nicht erzwungene, durch Anerkennung/Wiedererkennung zustande kommende Form der Unterwerfung.

Das abstrakte Modell Althussters wird mit einem Mal klar, wenn wir es – nicht eins zu eins, sondern im analogischen Sinn – auf Identität übertragen. Wenn das große SUBJEKT, etwa die IDENTITÄT „Nation“, die Individuen anruft (denken wir beispielsweise an die „Rede an die Nation“ der verschiedenen Staatspräsidenten), werden diese als Subjekte der Identität, als Angehörige der Nation, rekrutiert. Wenn der rechtspopulistische österreichische Politiker die IDENTITÄT der Nation *ausruft* („Wir Österreicher lassen uns das nicht gefallen!“), so erkennen sich viele in Österreich lebende Individuen als ÖsterreicherInnen wieder. Trotz aller geschlechtlichen, körperlichen, sexuellen oder kulturellen Unterschiede, die sie voneinander trennen, werden sie durch die Anrufung der nationalen Identität in eine einheitliche Masse verwandelt: in ÖsterreicherInnen.

Gehen wir einen Schritt weiter. Michel Foucault hat den Begriff *Macht* auf eine Weise geprägt, die von der Theorietradition der europäischen Moderne in mehreren Punkten abweicht. Er erblickt in der Macht nicht die Summe spezifischer Befähigungen, mit denen Menschen oder Gesellschaftsgruppen ausgestattet werden: Macht ist nicht etwas, was man besitzt, weitergibt oder abtritt. Folglich soll die Macht nicht bloß in ihren Endformen analysiert werden, nicht in ihrem Ausdruck in Institutionen und Staatsapparaten. Auch die Fragen nach der Legitimität des Machtbesitzes oder nach der Machtasymmetrie stellen für Foucault keine guten Ansatzpunkte dar, um die Macht in ihrer gesamten Reichweite zu untersuchen. Macht ist laut Foucault vor allem ein *Kräfteverhältnis*: eine Beziehung, die sich zwischen Personen oder Gruppen konstituiert.

---

<sup>10</sup> Althusser 1977: 140.

Darum spricht Foucault von der Allgegenwärtigkeit der Macht: nicht, weil die Macht alles umfasst, sondern weil sie von überall kommt und sich „in jeder Beziehung zwischen Punkt und Punkt erzeugt“. <sup>11</sup> Solche Mikro-Kräfteverhältnisse dienen als Basis für Spaltungen, die den gesamten Gesellschaftskörper durchlaufen. „Diese bilden dann eine Kraftlinie, die die lokalen Konfrontationen durchkreuzt und verbindet – aber umgekehrt bei diesen auch Neuverteilungen, Angleichungen, Homogenisierungen, Serialisierungen und Konvergenzen herbeiführen kann.“ <sup>12</sup>

Analog zu solchen Machtquellen, die Foucault „Kapillarmacht“ nennt, können wir auch die Identitätsquellen, die Differenzen, verstehen. In jeder Gesellschaft gibt es lose Naheverhältnisse von Individuen, die auf Ähnlichkeit oder Gemeinsamkeit ihrer Eigenschaften, Tendenzen, Fähigkeiten, Talente, Vorlieben etc. zurückzuführen sind – ebenso aber diesbezügliche Differenzen. An sich, in diesem losen Zustand, bilden Kohärenz oder Differenz von Individuen zunächst keine Gruppen und haben auch noch keine Identitäten zur Folge. Mit anderen Worten: Sie setzen noch keine deutlich abgeschotteten, undurchlässigen Grenzen voraus. Dazu bedarf es einer auswertenden und einbindenden *Achse*, die die Gesellschaft durchkreuzt und Grenzen zieht. Erst die *Kodifizierung* der individuellen Differenzen ist es also, die kollektive Identitäten und somit die Gruppenbildungen zur Folge hat. Die Anrufung macht eine solche Kodifizierung möglich, so wie vorhandene Kodifizierungen immer neue Anrufungen ermöglichen.

### Doppelstruktur der (nationalen) Identität

Grau ist die Theorie: Natürlich verläuft dieser Prozess nicht so modellhaft wie hier beschrieben. Identität ist *immer schon* existent, wir sind *immer schon* in Identität. Bereits mit der Feststellung unseres Geschlechts betreten wir – mittlerweile im Mutterleib – das Gebiet der Identität; dann bekommen wir einen (zumeist ethnisch, genealogisch oder religiös konnotierten) Namen, eine Nationalität, später einen Beruf: Quellen und Bestandteile der Identität. Zudem fließen in der Praxis das *identifiziert Werden* und das *sich Identifizieren* ineinander. Selbstbenennung ist das Kind der Fremdbenennung und *vica versa*. Hier berühren wir die Tiefenstruktur der Identität: Sie ist Zuschreibung und Selbstverständnis zugleich.

Identitäten sind, wenn wir zusammenfassen, einerseits eine Folge von Anrufungen, andererseits eine Folge der Kodifizierung (der reduzierenden Auswahl) von Differenzen. In beiden Strukturmerkmalen springt ins Auge, dass Identitäten zwar Konstrukte darstellen – sie sind aber ebenso essenziell wie jedes andere soziale Konstrukt. Jede Identität enthält einen „empirischen“ Teil, der nicht zwangsläufig mit dem „Inhalt“ der Identität im natürlichen oder regelhaften Zusammenhang stehen muss. Die Unterschiede zwischen den Hautfarben mögen viel mehr Schattierungen enthalten als zwischen Schwarz und Weiß. Diese beiden Farben bilden dennoch die „empirische“ Grundlage bei der Identitätskonstruktion unserer Zeit. Identitäten entstehen also nicht im luftleeren Raum. <sup>13</sup> Sie sind keine Täuschungen jener Art, die im Märchen die Nacktheit des Königs unsichtbar machen. Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit entspringen keiner Manipulation, sie sind paradigmatisch und mit dem Wissen verzahnt: mit dem Willen zum Wissen und mit einer Theorie der Wissenschaft. Das erklärt ihren kollektiven, inter-subjektiven Charakter. Sehr wohl sind sie jedoch auch „subjektiv“: Sie leben in Subjekten, ihr Fleisch und Blut beziehen sie von einzelnen Personen, die sich mit ihnen identifizieren.

Die nationale Identität trägt diese Tiefenstruktur der Identität wohl am tiefsten in sich. Tatsächlich konnte und kann die Nation nur in ihrer Doppelbedeutung funktionieren: als Organisationsform einer Gemeinschaft und als Selbstvorstellung dieser Gemeinschaft. Der Begriff *Nation* stammt bekanntlich aus dem lateinischen *natio* und geht auf *nasci* (geboren werden) zurück. <sup>14</sup> Die Geburt, verstanden als Abstammung, „Geschlecht“ und

---

<sup>11</sup> Foucault 1979: 114.

<sup>12</sup> Ebd.: 115.

<sup>13</sup> Das Wort „empirisch“ ist allerdings mit Vorsicht und unter Anführungszeichen zu genießen. Denn die selektive Kodifizierung von Differenzen, die temporäre Reduktion ihrer Vielfalt auf einige wenige Differenzen, stellt bereits eine *Konstruktion* dar.

<sup>14</sup> Vgl. Hobsbawm 1991: 25 ff; Geertz 1996: 39 ff.



Geburtsort, ist zwar von Anfang an fixer Bestandteil des Begriffs, aber demselben Ursprung wohnt auch eine „subjektive“ Komponente inne: eine Art Bewusstsein und Bekenntnis, dass man von *denen* abstammt, zu *denen* gehört, mit *denen* Merkmale teilt. *Natio* ist nicht bloß Natur, sondern auch geteilte „Natürlichkeit“.

Wenn wir davon ausgehen, dass die Nation ein Gebilde ist: ob Konstrukt oder Essenz, ob imaginiert oder als Ausdruck des Weltgeistes gesehen, ob geliebt oder gehasst – wenn also die Nation ein Gebilde ist, das sowohl eine institutionelle als auch eine personale (Subjekt bezogene) Komponente hat, so müssen wir uns den Anteil der Identität an der Hartnäckigkeit des nationalen Gebildes vergegenwärtigen. Die oft einander gegenüber gestellten Definitionen des Nation-Begriffs, die objektive und die subjektive,<sup>15</sup> stellen keine Gegensätze dar, sondern sind Komponenten ein und desselben Terminus. Die Frage, was eine Nation sei, kann nicht allein anhand der Geschichte und der Struktur der Nation beantwortet werden. Ebenso irreführend ist aber der Versuch, vornehmlich durch eine Geschichte der „Manipulation“ oder des „falschen Bewusstseins“ die Nation zu erklären. Nation ist ebenso eine Struktur, wie sie eine Selbstwahrnehmung ist. Daher gründet sie vor allem auch auf *nationaler Identität*. Identität weist, wie erwähnt, selbst eine Doppelstruktur aus Fremd- und Selbstzuschreibung auf. Identitäten sind besondere Namen, die Subjekte durch Unterordnung an Kollektive binden. Und sie bilden somit den zweiten Grund dafür, warum der Nation-Komplex in unserer Welt dermaßen stark verwurzelt ist.

### **Fazit: Jenseits der Aufklärung und der Dekonstruktion**

Die Schwierigkeit, die ich in diesem Text zu beschreiben versucht habe, lautet, dass das funktionale oder institutionelle Abdanken des Nationalstaates nicht das Ende des Nation-Komplexes bedeutet. Der Nation-Komplex lebt im postnationalen Zeitalter weiter: sowohl im Nationalitäts-Prinzip wie auch – und vor allem – in der nationalen Identität.

Eine Gegenpolitik und ein politischer Gegendiskurs – sei es in Form künstlerischer „Interventionen“ oder des „Besetzens“ öffentlicher Räume – können den Nation-Komplex nicht bekämpfen, solange sie nicht die Doppelstruktur der nationalen Identität verstehen und ebenfalls eine Doppel-Gegenstrategie bilden können. Nationale Identität bloß als subjektive Täuschung zu sehen und sie durch „Bewusstseinsbildung“ und Aufklärung aus der Welt schaffen zu wollen, mündet in pädagogische Frustration. Kennen wir sie nicht allzu gut? In nationaler Identität umgekehrt bloß ein Konstrukt zu erblicken, das man nur kräftig zu „dekonstruieren“ brauche (wie geht das wirklich?), mündet in elitären avantgardistischen Diskursgesellschaften, die, abgeschirmt vom Rest der Gesellschaft, in ihrer stets unverständlicher werdenden Sprache diskursive und künstlerische Dogmen produzieren/reproduzieren.

Die Krise scheint nicht auf Seiten des Nation-Komplexes zu liegen. Die Krise befindet sich, wieder einmal, auf Seiten der Kritik. Die Kritik des Nationalismus wurde, wie Reinhardt Koselleck in seinem Standardwerk<sup>16</sup> über die modernistische Kritik ausdrückt, zur *Hypokrisie* und befindet sich in der Krise. Überspitzt gesagt: Die postmoderne Kritik am Nation-Komplex ist mittlerweile zum Bestandteil des Nation-Komplexes geworden. Die Krise ist auf unserer Seite. Wir können sie überwinden, wenn es uns gelingt, die Krisen, von denen es in unseren Gesellschaften täglich nur so wimmelt, aufzugreifen und wieder in das zu verwandeln, was sie am Anfang waren: Gesellschaftskritik. Der Nation-Komplex kriegt dann einen Riss, wenn es uns gelingt, die „gemeine Beschwerde“ (Michael Walzer) in die Kanäle der Kritik umzuleiten. Und: Wir müssen den Anteil unseres Wertekatalogs an dem Nationalitäts-Prinzip hinterfragen. Wir müssen unsere „heiligen Kühe“ Demokratie, Menschenrechte und Völkerrecht überdenken, auf ihren nationalen Gehalt abklopfen.

Unser Zeitalter ist dann wirklich ein postnationales, wenn alle Niemandsländer dieser Welt bewohnbar gemacht worden sind. Von Menschen, in deren Blick niemand eingesperrt ist – weder andere, noch sie selbst. Kann eine Ausstellungsreihe dazu beitragen?

---

<sup>15</sup> Vgl. Hobsbawm 1991: 15 ff.

<sup>16</sup> Vgl. Koselleck 1973.

## Literatur

- Althusser, Louis (1977): *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. Hamburg / Berlin
- Anderson, Benedict (1998): *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*. Erweiterte Ausgabe: Berlin
- Beck, Ulrich (Hg.) (1998): *Politik der Globalisierung*. Frankfurt/M.
- Foucault, Michel (1979): *Sexualität und Wahrheit*. Bd. I: *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/M.
- Geertz, Clifford (1996): *Welt in Stücken. Kultur und Politik am Ende des 20. Jahrhunderts*. Wien
- Gellner, Ernest (1991): *Nationalismus und Moderne*. Berlin
- Gellner, Ernest (1999): *Nationalismus. Kultur und Macht*. Berlin
- Gürses, Hakan (1994): *Wechselspiel der Identitäten. Bemerkungen zum Minderheitenbegriff*. In: *SWS-Rundschau* 4/94, Wien: 353-368
- Gürses, Hakan (1998): „Ich bin Niemand“. *Identität – von Odysseus zu Minderheiten*. In: P. Bettelheim u. a. (Hg.): *Kunstreiten auf dem Lippizaner der Identität. Beiträge zu Kultur und Mentalität*. Klagenfurt / Wien / Ljubljana / Sarajevo: 35-47
- Gürses, Hakan (2000a): *Kimlik kavrami üzerine düşünceler (Gedanken über den Identitätsbegriff)*. In: Tanil Bora (Hg.): *Yeni Bir Sol Tahayül İçin*. Istanbul: Birikim Yayinlari: 221-246
- Gürses, Hakan (2000b) *Identität: Endstation der Geschichte oder eine endlose Geschichte?* In: *kursiv* 7-1/2/: 23-31
- Gürses, Hakan / Çinar, Dilek / Herzog Punzenberger, Barbara / Reiser, Karl / Strasser, Sabine (2001) *The Necessary Impossibility: Dynamics of Identity among Youth of Different Backgrounds in Vienna (gem. mit mit)*. In: *Journal of International Migration and Integration*, Vol. 2, Nr. 1 (Winter): 27-54
- Hall, Stuart (1994): *Rassismus und kulturelle Identität*. Hamburg
- Hobsbawm, Eric J. (1991): *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*. Frankfurt/M.; New York
- Koselleck, Reinhart (1973): *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*. Frankfurt/M.
- Maalouf, Amin (2000): *Mörderische Identitäten*. Frankfurt/M.
- Smith, A.D. (1983): *Theories of Nationalism*. London
- Vogl, Joseph (2002): *Die Spielformen der Nichtinformation*. Interview in: *Der Standard-Album* vom 14. September: 3